

deres als anderes, eine Welt, dasein zu lassen und erkennend in allgemeinen Begriffen zu strukturieren – das Herz ist das Vermögen, anderes als anderes in seiner Individualität zu lieben. Beide sind verschieden, verkommen aber, wenn sie nicht offenbleiben auf den je anderen Pol. „Verstehen wir ... das eigene Leben als einfaches Mittel, anderes wahrzuhaben und gernzuhaben, so entfällt ihm der Kettenpanzer von Sorge, Angst und Neid, den ihm der animalische Lebenswille umlegt.“ (61f.)

Der vierte Aufsatz ist aus dem Gespräch mit Heinrich Rombach entstanden. Er geht aus von der Zeile „Keiner sieht den andern, jeder ist allein“ in Hermann Hesses bekanntem Gedicht „Seltsam, im Nebel zu wandern“. Für Hesse (und O.) verdeckt der Nebel nicht bloß, sondern entdeckt auch: nämlich die letzte „Einsamkeit“ jedes Seienden, die in seinem Eigensein, in seinem je eigenen Anfang und Anfangen liegt. Diese Einsamkeit wird leicht verdeckt im hellen Sonnenlicht, wo die Konturen des Eigenen unmittelbar die Konturen des Allgemeinen sind. Das Individuelle und Eigene kann mit anderem Individuellen nicht durch die Vermittlung des Allgemeinen zu echter Gemeinsamkeit kommen. Das kann es nur durch den Rückbezug auf seine Anfänglichkeit, die ihm sowohl ganz unmitteilbar eigen wie mit anderen gemeinsam ist; und das kann es nur durch seine Transzendenz nach oben, das gemeinsam gewollte Ziel, das Ziel der Gemeinsamkeit. Thesen und Glaubenssätze können nach O. dies Ziel nicht sein; sie trennen eher und sie heben die Eigenheit auf. Eine Form des Geistes, die Eigenheit und Gemeinsamkeit miteinander verbindet, besteht darin, daß man sich gegenseitig das Seine erzählt. O. wendet das nicht nur auf das Eigene von Individuen, sondern auch auf das Eigene von „Kulturen“ und „Religionen“ an, die doch höchstens in einem logischen Sinn „individuell“ sind. Deswegen ist damit m. E. ein Ziel bezeichnet, das zwischen Ideal und Traum schwebt.

Der fünfte und steilste Aufsatz behandelt „die Wahrheit“. Worauf zielt O. mit dem Wort „Wahrheit“? Sie sagt es nicht, scheint aber unter „Wahrheit“ einerseits so etwas wie das Licht der Erkennbarkeit selbst, andererseits die eine absolute und ewige Wahrheit, das Korrelat der *cognitio comprehensiva* zu verstehen. Wahrheit ist nicht nur etwas anderes als das Sein und Geschehen selbst – sie ist auch etwas anderes als alle möglichen wahren „Darstellungen“, die „ihre Gesichter“ sind; und sie ist auch nicht die gemeinsame Eigenschaft der einzelnen wahren (im Gegensatz zu falschen) Behauptungen. Sie ist, wie es der Titel dieser Überlegung ausdrückt, „nichts von alledem“. Was ist sie dann? Die These ist in bildlicher Sprache gleich in den ersten Sätzen angedeutet: „Warum hat die Wahrheit viele Gesichter? Weil sie so durchsichtig ist wie Glas und dahinter so dunkel, daß sie die Ansichten deren spiegelt, die auf sie hinschauen.“ (79) Die weiteren Ausführungen sind sehr intuitiv gehalten; ich gestehe, daß sie mir, abgesehen von Inseln hier und da, nicht recht zugänglich waren.

O. schreibt in einer faszinierenden Sprache. Sie kennt keine akademische Weitschweifigkeit, keine trockene, verwaltungstechnische Ordnungsliebe, ist vielmehr treffsicher bis hin zu einer poetischen Bildlichkeit, manchmal aber auch lakonisch und dunkel für den Leser, wo sie meint, sie weise nur auf Evidentes hin. O. ist Phänomenologin des Unmittelbaren und Wesentlichen. Darin liegt ihre Stärke und zugleich ihre Schwäche, denn die schrittweise Hinführung und der Aufweis, daß es sich im einzelnen um unmittelbar Evidentes handle, sind öfter stark abgekürzt. Der Leser muß beiden Seiten gegenüber Geduld, Zeit und eigenes Phänomen-Sehen mitbringen. Er wird sich freuen über hell beleuchtete Phänomene. Er wird da, wo O. über das Phänomenale hinaus Thesen schlicht hinsetzt, Nahrung für das eigene Nachdenken bekommen. Und er wird auch da, wo er anderes „sieht“ und verschieden denkt, reiche Anregung finden.

G. HAEFFNER S. J.

DER SINN DES LEBENS. Herausgegeben von *Christoph Fehige, Georg Meggle* und *Ulla Wessels*. München: Deutscher Taschenbuchverlag 2000. 570 S., ISBN 3-423-30744-7.

„Dieses Buch hat einen Kern und eine Schale. Im Kern ringen analytische Philosophen ausdrücklich mit der Frage nach dem Sinn des Lebens ... Die Schale ist bunt: Bilder, Biographisches, Credos, Gedichte ...“ (13). Während sich der Kern „einigermaßen umfassend und ausgewogen“ präsentiert, ist für den Rest „die Auswahl ungeniert subjektiv“. Im „Vorab“ beginnt es einigermaßen betrüblich. Daß hier nämlich die Analyti-

sche Philosophie das Wort erhält, wird mit folgendem „Szenario“ begründet: „Nehmen wir an, dich ruft ein guter Freund an. ‚Bitte besorg‘ mir sofort ein Buselbumm, es ist wichtig!‘, fleht er – und legt auf“ (14). Als hätte nicht schon vor Jahrzehnten Habermas das „methodisch geübte Kannitverstan“ an den Pranger gestellt. Und der Rez. fragt sich, was betrüblicher wäre: wenn den Herausgebern nicht klar war, daß die Offenheit der Sinnfrage und die widersprüchliche Vielfalt der Sinnantworten eine Situation ganz anderer Art schafft als ein solcher Anruf, oder wenn es ihnen bewußt war.

Es folgt dann, kaum viel besser, erst einmal eine Blütenlese von Antworten in aus ihrem Zusammenhang gerissenen Zitatfetzen, die bei Lesern einen ähnlichen Eindruck wecken dürften wie ein Referat über die Vorsokratiker des Stils: Der eine meint, alles sei eigentlich Wasser, ein anderer: Luft, der dritte redet von einer kompakten Kugel ... Und schließlich wird die Denkgeschichte behandelt. Bzgl. des Themas spreche einiges dafür, daß „die Sinnsuche so alt wie die Philosophie“ ist (20). Der Titel-Ausdruck dagegen hat – nach Vorböten (Macbeth und sein „tale told by an idiot“ begegnet ein dutzendmal) – im 19. Jhd. seinen Auftritt.

Eingerahmt von zwei S. Johnson-Texten bietet sich uns nun in 14 Abteilungen das gesammelte Material („Das Buch beginnt eher düster: eine ganze Weile überwiegen die Skeptiker und die Geknickten, insbesondere Teil II ist eine Geisterbahnfahrt. Langsam wird es dann lichter“ – 22): „Unsinnig“; „Verlustig“; „Absurd“; „Psychosozial“; „Überhaupt“; „Geschichtlich“; „Menschlich“; „Analytisch“; „Lebenswert“; „Sterblich“; „Fündig“; „Entschieden“; „Algorithmisch“; „Lang“. Auf der Geisterbahnfahrt zum Beispiel begegnen: Kohelet (53–55); Tolstois Beichte (55–64); das Macbeth-Wort; W. T. Stace, *Der Mensch in der Finsternis* (66–71 – er sei noch nicht erwachsen, „Wie ein Kind heult er den Mond an“ [? 71]); Fausts Monolog „Habe nun, ach ... Es möchte kein Hund so länger leben“; A. Gryphius: „Was sind wir Menschen doch? ...“ (in Zeile 4 fehlt ein e); S. de Beauvoir, Prolog zu *Pyrhus und Cineas*; ein Abschnitt aus einem Aufsatz von W. D. Joske; schließlich Kafkas „Gibs auf“; Teil XIII: „Algorithmisch“, enthält dafür nur zwei Texte: Der Alltag des Christen, Lebensanweisungen aus dem Anhang zum Kath. Katechismus von 1955, und die Wochenplanung zur Selbstvervollkommnung aus B. Franklins Autobiographie. Im Anschluß an das Inhaltsverzeichnis gibt es ein eigenes Verzeichnis der im engeren Sinn philosophischen Texte, deren Autoren (so weit noch nicht genannt) hier aufgeführt seien: G. Anders, A. J. Ayer, K. Baier, H. Blumenberg, J. M. Bocheński, A. Camus, J. Gordon, R. M. Hare, W. James, F. Mauthner, J. G. Murphy, Th. Nagel, K. Nielsen, R. Nozick, M. C. Nussbaum, D. Parfit, K. R. Popper, F. P. Ramsey, M. Schlick, R. M. Smullyan, W. T. Stace, R. Sylvan/N. Griffin, R. Taylor, D. Wiggins, J. Wisdom, S. Wolf. Davon bestreiten Nozick, Philosophie und der Sinn des Lebens (377–407), Wiggins, Wahrheit, Erfindung und der Sinn des Lebens (408–445), und Sylvan/Griffin, „Dem“ Sinn des Lebens auf der Spur? (445–478), die XIV. Sektion: „Lang“.

Hilfreich ist der Anhang: Auf den Dank folgen Angaben zu den Autoren (485–495); zu den Texten (495–596), mit Rechenschaft bzgl. der Editions- und Übersetzungsprinzipien und einem Pfeildiagramm zu längeren Bezugnahmen eines Textes auf einen anderen; zu den 26 Bildern (u. a. M. Ernst, S. Steinberg, C. Brancusi, *Hortus deliciarum*), Le-setips (519–547) mit „vorrangig neueren Schriften, die der analytischen Philosophie und ihrem Umfeld entstammen“, unter gliedernden Überschriften: u. a. Sammlungen, Monographien, Aufsätze zur Titelfrage; Buddha, Credos, Freitod, Freundschaft und Liebe, Geschichte, Gesellschaft, Glück, was?, Glück, wie?, Gott, Humanismus, Moral und Moralbegründung, Religionen, Tod, Wert des Lebens, Willensfreiheit ...

„Wirrwarr, oh Wirrwarr ...“ (Laotse) steht auf dem rückwärtigen Buchdeckel über sich bei Spiel und Sport vergnügenden Menschen (Ausschnitt aus M. Gehrungs „Melancholia“). Es gebe kaum ein Buch, in dem sich Lust und Ernst so glaubwürdig mischen, schrieb ein Rezensent – und von kulinarischem Eintopf. In der Tat ist hier vielen vieles gebracht, auch für mögliche Seminararbeit. Einerseits führt der Weg vom Abweis der Frage („Unsinnig“: Mauthner, Ayer, Heine ...) zu deren intensiver Behandlung. Das Schlußwort andererseits hat Samuel Johnsons Einsiedler: „Gehe nun, mein Sohn, zu deiner Ruhe, vertraue der Sorge der Allmacht, und wenn der Morgen wiederum zur Arbeit ruft, so fange deine Wallfahrt und dein Leben von neuem an“ (483). Und dazu sollte man

wohl auf Seite 52 zurückblättern. Dort kann man (Bild 4) die drei Herausgeber „in Meditation über Friedrich Rückerts Verse ‚Alle Wässerlein fließen ...‘“ betrachten – und fragt sich vielleicht, was Menschen zu einem solchen Abiturzeitungs-Arrangement denken mögen, denen sich die Sinn-Frage existentiell statt akademisch stellt. Und was von einer akademischen Behandlung dieser Frage zu erwarten sei, die von deren Situation offenbar gänzlich unberührt ist.

J. SPLETT

METZLER LEXIKON RELIGION – Alltag – Medien. Herausgegeben von *Christoph Auffarth, Jutta Bernard* unter Mitarbeit von *Agnes Imhof* und *Silvia Kurre*. BAND 3: Paganismus – Zombie. Stuttgart – Weimar: Metzler 2000. 729 S., ISBN 3-476-01678-1.

Fortgang ohne Überraschungen (ThPh 75 [2000] 607–609). So gibt es für *Papsttum* (mit dem Velázquez-Porträt von Innozenz X. und einer der Studien F. Bacons dazu) eigens einen Absatz „Ein Pole als Papst“, in dem man liest, er „betont zwar immer wieder die unwürdigen Zustände, in denen viele Menschen leben [,] und fordert Verbesserungen, lehnt aber andererseits politische Aktivitäten revolutionärer Art strikt ab und unterhält auch mit den Diktaturen der Welt Kontakte“. Das Wort „strikt“ gleich nochmals: „fordert das strikte Zölibat für Priester ...“ (Wie der Autor sich wohl ein weniger striktes vorstellt?) Oder zu *Regeneration/Fruchtbarkeit*: als Beispiel für Spannungen religiöser „Wertrationalitäten“ zu „Modernisierungsprozessen“ die „andauernde Kritik an den sexualethischen Richtlinien des Vatikans – Verbot von Verhütungsmitteln und Abtreibung – angesichts einer Weltbevölkerung ...“ als ginge es bei der Abtreibung um Sexualethik. Andererseits liest man unter *Vater* nach einem Absatz zum Alten Israel, im NT werde „die Idee von Gott als Vater radikalisiert: Gott ist nicht nur ein strenger und rechtfertigender Vater, sondern auch ein liebevoller, wie aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn hervorgeht ...“, was nicht bloß nach dem mit „rechtfertigend“ Gemeinten fragen läßt, sondern vor allem nach (dem Wissen des Verf. von) den bewegenden AT-Texten über die Mütterlichkeit dieses Vaters. Vom Hauptherausgeber sei dem Leser diesmal ein Abdruck erspart; als Gegenstück zur *Demut* drängt sich der flapsige 19-Zeilen-Artikel *Schöpfung* geradezu auf, bei dem ich gern wüßte, ob keiner versucht hat, den Kollegen von solch masochistischem (oder schon ungeniertem?) Umgang mit dem eigenen Ruf abzubringen. Dafür wird's bei anderen um so fachlicher, etwa zum Thema *Zeit*: „Belohnungsverzögerung durch postmortale Heilszusagen ist eine gängige religiöse Form. Die durch die Kürze des menschlichen Lebens (Tod) oder ‚Pflichten‘ bedingte Zeitknappheit wird durch unbeschränkte Zeitzusagen kompensiert. Allerdings haben die ‚Freizeit‘ und ‚die gewonnenen Jahre‘ des Alters die Möglichkeiten diesseitigen Handelns erweitert, so daß diese Form der Kompensation an Attraktivität verliert: Das erhöht allerdings die Kontingenzproblematik – Tod kurz vor dem Renteneintritt – und damit einen spezifischen Kompetenzbereich von Religionen ...“

Von Auffarth/H. Mohr stammt der große Artikel *Religion* (eigens gibt es noch: *Religionsfreiheit*, *-kontakt*, *-kritik*, *-unterricht/Ethikunterricht*, *-wissenschaft*, *-zerfall* und schließlich *Religiosität/Glaube* (wiederum von Auffarth, mündend bei dem Müller Menocchio im Friaul 1599, dessen „Käse und Würmer“ das Hg.-Team offenbar nachhaltig beeindruckt haben): 1. (160) Definitionsmacht. 2. (161) ‚Religion‘ – ein Wort und seine Geschichte (vom Römischen bis zum Nathan). Wäre dann 162 [statt hier: c)] 3. zu lesen [und zwar 3. a), weil 163 ein b) folgt]? Das komparatistische Problem, mit dem Vorschlag eines Definitionsverzichts zugunsten Wittgensteinscher „Familienähnlichkeiten“. 3. (wenn nicht jetzt: 4.) Religion als System und Konstrukt (164): Nach Glock/Stark werden „Dimensionen“ benannt: intellektuell, ideologisch oder kognitiv; ethisch-sozial; rituell; institutionell; ästhetisch, psychisch, womit sich gängige Definitionsvorschläge als eindimensional erweisen. Gleichwohl ist ‚Religion‘ mehr als ein Wissenschaftskonstrukt, sie begegnet in Umgangssprache, Literatur und nicht zuletzt im Recht. 4. Religion als Identität (166 – mit Verteidigung des Laien gegen die Priester, die seine → Religiosität als falsch verstandene Form abtun [darum der Müller]). 5. Religion als kommunikative Handlung (166); Sozialgestalt und ‚Sitz im Leben‘, Verhaltens-, Orientierungs-, Erfahrungsmuster – und zugleich Ort wie Gegenstand eines eigenen Diskurses (168: „Die Chiffre ‚Religion‘ und ihre Ableitungen kann ebenso Ausdruck intim-